Google als Kampfrichter

Virtueller Ringkampf: Wer taucht öfter auf im Web?

Google ist derart populär in der Webgemeinschaft, dass viele schon von „googlen“ reden, wenn sie „etwas im Netz suchen“ meinen. Das verleiht Google eine ungeheure Macht. Nun lassen sich sogar regelrechte Popularitätswettkämpfe im Netz austragen: Auf Knopfdruck herausfinden, wer oder was populärer ist im Netz.

Irgendwie hat das World Wide Web was von einem Urwald: Ein Dickicht an schlauen und weniger schlauen Angeboten, ein Gestrüpp an Information und Desinformation – und obendrein irgendwie lebendig, da ständig in Bewegung. Kein Kunststück, sich da zu verirren.

Es braucht also Wegweiser. Bekannteste Orientierungshilfe ist zweifellos der Suchdienst Google. Der Kompass einer ganzen Web-Generation. Ein Leuchtturm im Datenozean. Eine ordnende Kraft im Web eben.

Google ist zwar nicht unumstritten, allein schon wegen der Art und Weise, wie das so genannte „Ranking“ entsteht, also die Frage, in welcher Reihenfolge Fundstellen in der Trefferliste auftauchen. Aber populär ist Google ohne jeden Zweifel. Stolze 200 Millionen Mal wird Google befragt, Tag für Tag.

Längst gibt es zumindest umgangssprachlich das Verb „googlen“, was so viel bedeutet wie: „Im Netz suchen“. Kein Wunder, dass viele Webseitenbetreiber regelrecht einen Mord begehen würden, nur um ein möglichst gutes Ranking bei Google zu bekommen. Denn nichts verspricht mehr Beachtung, sprich: mehr Besucher, mehr Klicks, mehr Werbeeinnahmen. Viele kämpfen deshalb mit harten Bandagen und allen Tricks, um von Google besser bewertet zu werden.

Wohl keiner hat diesen Irrsinn bislang schöner auf den Punkt gebracht als Googlefight. Hier werden wichtige Fragen gestellt und ohne Wenn und Aber beantwortet: Ist Satan populärer oder Gott? (Gott!) Taucht Großmaul Olli Kahn öfter im Netz auf oder Franz Beckenbauer? (Eindeutig der Kaiser!) Ist Rotwein populärer im Netz oder Weißwein? (Rotwein, klar.) Ja oder Nein. Er oder Sie. Richtig oder falsch. Eben binär.

Antworten auf solche Fragen kann jeder bekommen: Wer Googlefight besucht, füttert die virtuelle Kampfmaschine mit zwei Suchbegriffen und auf geht's in die erste und zugleich finale Runde. Googlefight befragt den Suchdienst und kommt nicht mit langen Trefferlisten, sondern allein mit der Anzahl der Treffer zurück. Die simple Logik: Je mehr Fundstellen Google kennt, um so besser.

Sieg durch K.O. also. Gewinner ist, wer bekannter ist bei Google, mit wem der Suchdienst mehr anfangen kann. Das führt zu schmunzelwürdigen Ergebnissen. Wer siegt im Kampf „Microsoft“ gegen das „Gesetz“? Wer reißt am Ende den Arm hoch, wenn es heißt: McDonald's gegen Burger King? Wer bekommt im Netz mehr Aufmerksamkeit, ARD oder ZDF?

Kleiner Tipp: Wenn eine Antwort nicht gefällt, einfach die Frage anders stellen. Das führt garantiert zu einem anderen Ergebnis. Ist das nicht irgendwie beruhigend?

www.klohäuschen.de

Surfen auf dem Thron: MSN wollte Stilles Örtchen vernetzen

Auch das Stille Örtchen sollte seinen wohl verdienten Zugang zum Internet bekommen. Microsofts Niederlassung in England hatte extra das „iLoo“ erfunden, ein öffentliches Klohäuschen mit Netzzugang. Doch nun wird plötzlich alles als „Scherz“ bezeichnet. Wahrscheinlich konnten sich die US-Chefs mit dem Gedanken irgendwie nicht so recht anfreunden.

Manch einer nutzt die Ruhe und Zurückgezogenheit des Stillen Örtchens, um ausgiebig in Zeitungen und Zeitschriften zu blättern. Nicht umsonst liegen in den meist winzigen Räumen auffällig viele Magazine, in denen selbst dann willig herumgestöbert wird, wenn sie bereits etliche Monate alt sind und schon etwas speckig aussehen. Doch aus manchem Kurzbesuch wird schon mal eine richtig lange Sitzung – da ist jede Ablenkung willkommen.

Warum also nicht noch ein bisschen mehr Abwechslung? Aktueller. Bunter. Multimedialer! Fanden auch einige Mitarbeiter in der britischen Microsoft-Niederlassung und haben Anfang Mai vollmundig das so genannte „iLoo“ angekündigt. Wobei das „i“ für Internet steht und „Loo“ die britische Bezeichnung für Klo ist. Ein insgesamt logischer, zumindest aber konsequenter Schritt.

Denn hat Microsofts Häuptling Bill Gates nicht immer wieder gebetsmühlenartig gepredigt: Das Internet soll „anytime and anywhere“ verfügbar sein, also immer und überall? Na also! So gesehen war die Idee der britischen Dependance von Microsofts Onlinedienst MSN nur folgerichtig, auf Festivals und Veranstaltungen iLoos aufzustellen. Im Klartext: Öffentliche Klohäuschen mit Netzanschluss. Quasi für alle, die in der Pinkelpause des Konzerts mal eben ihre aktuellen E-Mails abrufen wollen.

Die Nachricht ging rund um den Globus. Das erste Internet-Klo der Welt? von Spöttern schon „www.c“ getauft. Während es in der Schüssel plumpst und gluckert, sollte der iLoo-Besucher im Netz surfen, brandaktuelle Nachrichten lesen, E-Mails abrufen oder – wer weiß – vielleicht sogar einen Videochat starten können. Das alles in einem Affenzahn, denn MSN wollte seine Klobude mit einem breitbandigen Internetzugang ausstatten.

An alles haben die Briten gedacht. Damit niemand auf dumme Gedanken kommt, etwas klaut oder demoliert, sollte ein Wachmann vor der Tür stehen. Und regelmäßig sauber gemacht werden sollte auch. Eine wichtige Bedingung. Schließlich gibt es zweifellos einen appetitlicheren Gedanken als den, beim Surfen auf dem Thron eine kabellose und natürlich wasserfeste Tastatur in die Hand zu nehmen, die vorher schon hundert andere Besucher benutzt haben. Und das auf dem Klo!

Doch nun heißt es aus der US-Zentrale des Konzerns: Alle Maschinen Stopp! Das war alles nur ein alberner Scherz der Briten! Dabei liegt wdr.de die Pressemeldung von MSN England im Original vor, selbst Interviews wurden dazu gegeben. Auf der Insel meinte man es ganz sicher ernst mit dem „iLoo“. Doch aus US-Sicht war die Idee eines vernetzten Klohäuschen wahrscheinlich politisch nicht korrekt. Und so etwas geht in den USA gar nicht!

Ich hatte mich ohnehin schon die ganze Zeit gefragt, wer auf einem Festival oder Konzert wohl die Zeit und Muße hat, den neuen Service auch wirklich ausführlich zu nutzen? Wenn draußen unzählige Leute in der Warteschlange stehen, ungeduldig darauf wartend, dass die Tür aufgeht. Und der Wachmann vor der Tür bei jedem verdächtigen Geräusch aufmerksam wird. Ich könnte es nicht.

Revolution an der Isar

Stadtverwaltung München ersetzt Windows durch Linux

Nach langem Hin und Her hat München sich nun endgültig für einen Wechsel von Windows zu Linux entschlossen. Microsoft-Gegner jubeln und feiern den Sieg des Pinguins. Dabei macht es für den Bürger letztlich keinen Unterschied, ob Mahnbescheide nun mit Microsoft Office oder OpenOffice gedruckt werden.

Wer hätte wohl gedacht, dass das kleine, schnuckelige Schwäbisch-Hall und Bayerns Landeshauptstadt München (das „größte Dorf der Welt“) etwas gemeinsam haben könnten?

Haben sie aber, denn die beiden Städte sind eifrige Revoluzzer. Sie lehnen sich auf – und zwar gegen die Marktmacht des Giganten Microsoft aus Redmond. Sie haben beschlossen, Windows und die Büro-Software Office komplett von den Festplatten ihrer Verwaltungscomputer zu verbannen.

Statt dessen sollen Linux und OpenOffice zum Einsatz kommen. Zwar nicht von heute auf morgen, aber doch in absehbarer Zeit. Während Schwäbisch-Hall diesen Entschluss bereits letztes Jahr gefällt hat, platzte die Bombe in München erst jetzt – was ein riesiges Medienecho hervor gerufen hat. Geschätzter Umsatzverlust für Microsoft: 30 Millionen Euro.

Sicher: Finanziell kein Drama für den US-Konzern, denn 30 Millionen Euro machen lediglich 0,1 Prozent des Jahresumsatzes aus. Trotzdem eine peinliche strategische Schlappe für das erfolgsverwöhnte Unternehmen. Denn zum einen ist München der Firmensitz der deutschen Niederlassung. Zum anderen hat kein Geringerer als Steve Ballmer eigens seinen Ski-Urlaub in der Schweiz unterbrochen, um Feuerwehrmann zu spielen.

Der bullige Microsoft-Chef wollte Münchens Oberbürgermeister unbedingt umstimmen. Offensichtlich ohne Erfolg. Schwäbisch-Hall und München sind quasi zur Front im alten Europa geworden. Zu einer Bastion gegen die Übermacht der unbescheidenen Amerikaner, die es gewohnt sind, dass ihnen Windows und Office aus den Händen gerissen werden. Doch diese Zeiten scheinen nun allmählich vorbei.

Die Folge: Riesiger Jubel in der virtuellen Fankurve der Linuxianer. Die finden ohnehin quasi aus Prinzip alles schlecht, was von Microsoft kommt und alles gut, was dem Unternehmen schadet. Wie Fans eben so sind. Viele Pinguin-Anhänger sehen im Fall München einen regelrechten „Befreiungsschlag“. Richard Seibt von der Suse AG, die mit Linux ihr Geld verdient, vergleicht die Entscheidung der Lederhosen-Hauptstadt sogar allen Ernstes mit dem „Fall der Berliner Mauer“. Und beweist damit eigentlich nur, dass Größenwahn und Unverhältnismäßigkeit offensichtlich kein Privileg von Microsoft sind.

Einige Städte und Kommunen werden dem Beispiel sicher folgen. Und im Grunde könnte es uns eigentlich völlig egal sein, ob Beamte zwischen Frühstücks-, Mittags- und Kaffeepause nun mit Microsoft Office Gebührenbescheide drucken oder mit OpenOffice unfreundliche Ablehnungsbriefe formulieren. Für den Bürger bleibt alles beim alten.

Vielleicht hören wir nur in Zukunft noch etwas öfter die Ausrede: „Der Computer streikt“, weil jemand mit der neuen Software nicht klar kommt und der Techniker längst im Feierabend ist. Wäre zumindest möglich.

Bei Raubkopie Selbstzerstörung

US-Senator will Verstöße gegen Urheberrecht schwer bestrafen

Die Vorschläge zur Eindämmung von Raubkopien und Verstöße gegen das Urheberrecht werden immer absurder: US-Senator Orrin Hatch schlägt allen ernstes vor, dass sich Computer automatisch selbst zerstören sollen, falls ihr Besitzer etwas kopieren will. Einmal versehentlich eine Raubkopie eingelegt – und der PC ist hin. Ein Vorschlag, der hierzulande hoffentlich keine Schule macht.

Plötzlich macht es „Puff" – und eine kleine, graue Rauchwolke segelt gemütlich über dem PC. Der Monitor verdunkelt für immer. Die Festplatte gibt einen letzten Seufzer von sicht. Nichts geht mehr. Der Rechner ist kaputt. Zerstört.

Aber nicht etwa, weil irgend ein Bauteil seinen Geist aufgegeben hätte, sondern als (gerechte?) Strafe für das Kopieren einer Musik-CD. Oder weil jemand eine Softwarekopie ins Laufwerk gelegt hat. Soll man ja auch nicht machen?

Ein Autor von flachen Comic-Heftchen oder plumpen Comedy-Serien hätte es sich kaum besser ausdenken können: Wer dreist Software, Musik oder Filme auf seinem Rechner kopiert, wird umgehend abgestraft. Sozusagen standrechtlich und natürlich softwaregestützt. Erst gibt es eine Warnung. Dann noch eine. Beim dritten Mal gerät ein Selbstzerstörungsmechanismus in Gang. Und der PC ist hin.

Ein Plan, den man eigentlich nicht weiter ernst nehmen müsste, da er offensichtlich einem verirrten Hirn entspringt. Nur: Der Vorschlag kommt von US-Senator Orrin Hatch. Und der ist nicht nur Republikaner (was sonst?), sondern obendrein auch noch Vorsitzender des Rechtsausschusses im US-Senat. Also einer, der sich gut auskennt mit „Law and Order" und jede Menge Schaden anrichten kann.

Dass Senator Hatch diesen Vorschlag ernsthaft gemacht hat, dafür bürgt das „Wall Street Journal", auch nicht gerade eine Schülerzeitung. „Es gibt keine Entschuldigung für Leute, die das Urhebergesetz brechen", meinte Hatch in einer Sitzung. Was zweifellos zutrifft – aber wohl kaum solche Strafen rechtfertigt. Ich weiß leider nicht, was „Verhältnismäßigkeit der Mittel" auf Englisch heißt. Aber irgend jemand sollte den Senator vielleicht mal auf diese bewährte Grundregel hinweisen!?

Denn was, wenn diese Idee Schule macht? Wenn sie auch hierzulande aufgegriffen würde? Warum nur Computer zerstören, wenn jemand gegen das Urheberrecht verstößt? Wer ein Überholverbot ignoriert, dem springt der Reifen von der Felge. Wer beim Telefonieren schmutzige Zoten reißt, dem schmilzt das mobile Telefon in der Hand weg. Und Politiker, die nicht die Wahrheit sagen – ach, so was gibt's ja nicht?

Wie schwierig das manchmal mit Recht und Gesetz ist, selbst für einen Senator, musste der Republikaner aus dem strengen Mormonenstaat Utah am eigenen Leib erfahren. Denn auf seiner Homepage wird eine Software zum Darstellen von Menüs benutzt, die nicht lizenziert war, obwohl sie es hätte sein müssen. Peinlich, peinlich. Nachdem das der Zeitschrift „Wired" aufgefallen war, wurde die Lizenz ganz schnell beschafft.

Das wurde aber auch Zeit. Denn der PC des Senators hatte gerade mit der Selbstzerstörung begonnen. Vor lauter Scham.